

Zwischen den Fronten

„Bevölkerungsaustausch – Du bist dabei!“ Als ich die Worte an einer Garagenwand entdeckte, denke ich: „Eher harmlos...“, gehe weiter und erschrecke, weil ich mich nicht empöre. „Romas töten!“ – Das geht unter die Haut! Diese Parole stand vor ein paar Monaten im Durchgang unseres Wohnblocks. Wir informierten die Polizei, einen Tag später wurde der Schriftzug überpinselt. Mittlerweile haben die meisten Roma-Familien aus Angst vor Übergriffen unser Viertel verlassen.

Unser Viertel, das ist eine Plattenbausiedlung in Halle an der Saale. Wir Kleinen Schwestern Jesu leben hier seit 2002, ich selbst seit viereinhalb Jahren. Als ich herkam, war ich erstaunt, dass fast nur Deutsche in unserer Nachbarschaft wohnten. Das hat sich in den letzten Monaten geändert. Um uns ist es „bunter“ und vielsprachiger geworden: Menschen aus afrikanischen Ländern haben Wohnungen bezogen, und es gibt eine Gemeinschaftsunterkunft für 200 Flüchtlinge, in der derzeit vornehmlich Menschen aus Syrien, Afghanistan und dem Irak untergebracht sind.

Wir erleben die Veränderungen hautnah und lernen nicht nur immer mehr Flüchtlinge sondern auch viele Menschen kennen, die sich engagieren und helfen wollen. Es ist eine spannende und zugleich spannungsreiche Zeit. Denn auch die Angst und die Ablehnung, die in vielen Deutschen aufbrechen, bekommen wir zu spüren. Oft scheint es, als sei die „Täter-Opfer-Frage“ leicht zu beantworten: Die gegen Ausländer schimpfen, sind Rechte – und die Rechten sind die Bösen. Für uns Kleine Schwestern aber sind genau diese Menschen unsere Nachbarn und Freunde, um deren große Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft wir wissen. Wir geraten zwischen die Fronten und haben keine Lösung zur Hand. Wir wissen nur, dass wir niemanden leichtfertig verurteilen wollen.

Die größte Herausforderung: Der Hass untereinander

In unserer Gemeinschaft fragen wir uns, woher die Angst, die Wut und der Hass kommen. Vor kurzem erzählte uns die evangeli-

sche Pastorin aus der Nachbargemeinde von einem Gespräch mit einem Sozialarbeiter, der sich um deutsche Kinder und Jugendliche aus dem Viertel kümmert. Auf ihre Frage, was für ihn die größte Herausforderung sei, sagte er: „Der Hass der Jugendlichen untereinander.“

Der Hass ist nicht erst mit den Flüchtlingen gekommen. Er war schon hier. Und er schürt sich aus vielen kleinen Enttäuschungen und dem Gefühl, nicht wichtig, nichts wert zu sein. Vielleicht hilft uns ein Blick auf den „letzten Platz“: Charles de Foucauld war auf der Suche nach ihm. Er wählte den letzten Platz für sein Leben. Die Menschen in unserem Viertel haben ihren Platz nicht gewählt. Er wurde ihnen zugewiesen, aufgezwungen, vor allen Dingen in der Folgezeit der Wiedervereinigung. So viele verloren nicht nur ihre Arbeit, sondern auch ihre innere Sicherheit, den festen Rahmen ihres Lebens. Wundert es wirklich, dass sich der Druck entlädt, sobald jemand auftaucht, der schwächer ist?

In unseren Konstitutionen heißt es: *„Die Kleinen Schwestern öffnen ihr Herz so weit, dass es die ganze Welt umfassen kann ... Sie bringen jedem Menschen als einem Kind Gottes große Achtung entgegen und suchen, in Demut seine Kleine Schwester und Freundin zu werden. ... Angesichts der Barrieren von Feindschaft und Uneinigkeit bemühen sie sich, die Liebe zu beiden Seiten aufrecht zu erhalten...“* Diese Worte mit Leben zu füllen, bedeutet, um sie zu ringen. Es ist erstaunlich, wie sehr mich das Leben mit unseren Nachbarn auf mein eigenes Gewaltpotenzial zurückwirft, das mein Herz eng macht und es verschließt. Auf der Suche nach Möglichkeiten des Miteinanders stoße ich in mir selbst oft auf Zorn und Ohnmacht. Beides möchte ich lieber vor mir und anderen verbergen.

Den Zorn ins Gebet tragen

Es macht mich wütend, Hetzparolen über Roma oder Flüchtlinge zu hören, die wortwörtlich die Zeit des Dritten Reiches überlebt zu haben scheinen. Ich habe gelernt, dass ich nicht schweigen darf. Wie ich gut reagieren kann, weiß ich allerdings in vielen Situationen nicht. Und so vergreife ich mich schnell im Ton und klage an, ohne

dem anderen in die Augen zu schauen. Ich fordere einfach nur, dass aufhört, was ich nicht ertragen kann. – Aber will der andere das nicht letztendlich auch?! Ich kann auch zornig werden, wenn ich höre, wie sich Menschen, die in der Flüchtlingshilfe engagiert sind, um die Sommerferien der Kinder im Flüchtlingsheim sorgen. Ich denke dann an unsere deutschen Nachbarskinder, die häufig unglaublich auf sich allein gestellt sind. Dann möchte ich aufstehen, auf den Tisch steigen und die Ungerechtigkeit beim Namen nennen: Warum kümmert sich niemand um sie?! Wer sorgt sich um ihre Integration?!

Ich trage meinen Zorn ins Gebet, spreche mit meinen Schwestern darüber, und versuche, nicht zu hart mit dem anderen und mir selbst zu sein, sondern immer wieder neu zu beginnen. Christus erinnert mich daran: Ich bin nicht die Richterin meines Nächsten – ich soll seine Kleine Schwester sein, aber mit meinem Standpunkt in Jesus Christus.

„Wir müssen lernen, die Menschen weniger auf das, was sie tun und unterlassen, als auf das, was sie erleiden, anzusehen. Das einzig fruchtbare Verhältnis zu den Menschen ist Liebe, das heißt, der Wille, mit ihnen Gemeinschaft zu halten.“ Diese Worte, die Dietrich Bonhoeffer an der Wende zum Jahr 1943 schrieb, sind mir ein wichtiger Schlüssel. Als Kleine Schwestern Jesu haben wir kein Geheimrezept. Unsere Mission liegt in der ehrlich gelebten Beziehung. Wir glauben, dass Gott uns in jedem Menschen nahe kommen will. Das wertet kein rechtes Gedankengut in meinem Nachbarn auf, aber es erinnert mich daran, dass Gott tiefer schaut und dass wir alle der Umkehr und seines Erbarmens bedürfen. Wir wollen die Sehnsucht nach Gemeinschaft nicht aufgeben. Unsere Tür steht jedem offen. Jeder darf frei entscheiden, ob er hereinkommen und bleiben möchte. Aber es wird niemand wegen eines anderen fortgeschickt. Wir versuchen unsere Nachbarn beim Namen zu kennen und jeder Begegnung die Chance zu geben, der Beginn einer Freundschaft zu sein. Das ist nicht viel, es ist etwas ganz Einfaches. Aber es hat Wert.

Ich arbeite in der Küche eines Altenheims. Mein Kollege Maik ist bekennend rechtsradikal. Auch Kleidung und Frisur lassen keinen

Zweifel an seiner Gesinnung. Umso mehr staune ich, dass wir über die Jahre Freunde werden konnten. Wir geraten aneinander, ja. Aber wichtiger ist die gemeinsame Erfahrung, dass wir uns im Stress aufeinander verlassen können, dass wir uns helfen und miteinander lachen. Uns verbindet mehr, als uns trennt. In jüngster Vergangenheit hat mich eine kleine Begebenheit sehr berührt: In unserer Großküche läuft den ganzen Tag das Radio. In letzter Zeit aber schaltet Maik es zur Nachrichtezeit immer öfter aus und murmelt dazu: „Ich kann es nicht mehr hören!“ Es – das ist für ihn alles zum Thema Flüchtlinge. Kürzlich fügte er hinzu: „...Und ich möchte nichts dazu sagen müssen.“ Daraufhin bemerkte ein anderer Kollege an mich gewandt: „Merkst'e was?! Das macht er dir zuliebe!“ Ich war wie vor den Kopf geschlagen: Maik, der mir zuliebe schweigt?! – Etwas jemandem zuliebe zu tun, das bedeutet, etwas aus Liebe tun. Die Tat mag noch so winzig sein: Es ist die Liebe, die die Welt verändert.

Kleine Schwester Teresa-Johanna von Jesus, Halle



Aufruf zur Montagsdemonstration der Pegida